MAJA WINTER

Die Säulen der Macht

Maja Winter

Die Säulen der Macht

Roman

Originalausgabe

blanvalet

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Originalausgabe Juli 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © 2013 by Lena Klassen
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, München
Illustration: © Melanie Miklitza, Inkcraft, München
Redaktion: Angela Troni
HK · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26934-1

www.blanvalet.de

Drei Dinge bildeten das Wappen von Terajalas, drei Dinge zierten jedes Banner: der Turm, gestickt in Weiß, die Wogen der Quelle, gestickt in Silber, der Baum, gestickt in Rot und Gold.

Doch geblieben ist ihnen nichts. Nicht der Turm, den sie vergessen haben, nicht die Quelle, missachtet von den Törichten, auch nicht das Blut derer, in denen die Macht lebte. Feurig brannte das Bild des Baums auf der Haut derer, die auf die Knie fielen. Nun ist er verdorrt, ein verblasstes Spiegelbild dessen, was einst war; er, in dem die Macht der Vier bei den Menschen wohnte und in dem das Licht des Königs flammte.

Die Diener des Turms werden nicht müde. Zahlreich sind sie; er schart sie um sich, ein jeder nicht mehr als ein Steinchen im Gefüge seiner Macht.

Der Baum gibt sich allen und schenkt sich nur einem. Nichts ist so freigiebig wie er, niemand so eifersüchtig. Nichts so groß und umfassend, nichts so frei und nichts so gebunden. Nichts ist so lebendig wie er, doch sein Tod ist umso größer. Ein Frühling nach dem anderen zieht ins Land, ein Herbst fällt in den nächsten, und ihm ist immer Winter.

Die Quelle mag sprudeln oder versiegt sein – darüber ist uns nichts bekannt. Gerüchte gehen um, aber nur die Weisesten lesen in den Sternen und hören auf das Flüstern des Windes, und wer ist blind und taub genug, um sich von den Zeichen nicht narren zu lassen?

Aus den Aufzeichnungen der Bruderschaft: »Über die Vier«

1

Sie werden nicht kommen«, sagte Berias. »Sie wären verrückt, wenn sie das täten.«

Der königliche Umzug zu Ehren der Prinzenverlobung war seit mehr als zwei Schattenschritten überfällig. Schon seit dem frühen Morgen saßen die beiden Männer auf der zerbrochenen Festungsmauer der alten Königsstadt Rajalan, und während Berias sich durch einen Korb unreifer Äpfel knabberte, die er in einem der verlassenen Gärten gepflückt hatte, beobachtete Ralnir die gefleckten Eidechsen, die sich nach und nach aus ihren Ritzen wagten und mit ihren runden gelben Augen in die Sonne starrten.

Am Horizont tat sich nichts.

»Einen so großen Umweg werden sie nicht auf sich nehmen, ganz gleich, wie viele Zeremonienmeister Ihr mit einem Bann belegt habt.« Berias war schon immer ein Zweifler gewesen.

Zeitweise forderte er die Geduld seines Meisters heraus, hin und wieder reizte er ihn sogar zum Zorn, aber genau aus diesem Grund war Ralnir die Gesellschaft dieses unerschrockenen jungen Mönchs so wichtig. Vor den anderen Brüdern verlor er sich als Oberhaupt des Ordens allzu leicht in dem Glauben, unfehlbar zu sein. Berias hingegen erinnerte ihn stets daran, dass selbst die ältesten und weisesten Diener

der Vier nichts als Sandkörner waren im großen Schmelzofen des Schicksals.

Etwas Gelbliches huschte vorüber, und Ralnirs Hand schnellte vor. Einem Mann seiner Größe und Statur hätte man eine solche Flinkheit nicht zugetraut. Die Eidechse zappelte in seinem Griff, bis er ihr den Kopf abbiss.

»Für ein Picknick, ganz gleich aus welchem Anlass, ist es zu weit bis nach Rajalan, und die älteste Zwillingsprinzessin hasst das Fahren mit dem Wagen genauso sehr wie das Reiten. Wurzel und Krone, könnt Ihr das nicht lassen? Das ist ja widerlich.« Berias wandte sich ab.

»Ihr kennt die Familie mittlerweile recht gut.« Mit sichtlichem Genuss nagte der Meister das zarte Fleisch der Eidechse von den Knochen.

Berias schnaubte nur. »Üblicherweise lagern die königlichen Geschwister im Birnental, einen Schattenschritt vom Schloss entfernt.«

»Warum bist du so übel gelaunt?«, fragte Ralnir und fuhr sich zufrieden mit der Zunge über die Zähne. Die meisten Eidechsen in dieser Gegend waren giftig. Es kam darauf an, sie zu packen, bevor sie zubeißen konnten – das Risiko dabei war ebenso köstlich wie ihr Geschmack. »Der Zeremonienmeister wird die Gesellschaft hierherführen. Er kann gar nicht anders.«

Ralnir vermied es nach Möglichkeit, Unschuldige mit einem so starken Bann zu belegen, doch Verzweiflung erfordert zuweilen verzweifelte Maßnahmen. Natürlich wollte er den unbedarften Ordensbruder nicht wissen lassen, wie viele Nächte er wachgelegen und gegrübelt hatte. Blutiger Schweiß hatte seine Kutte gefärbt, während er im Gebet mit den Vier rang, jenen Mächten, die die Erde geformt hatten und sich seitdem in Schweigen hüllten. Ihr Unwillen, ihm

eine Antwort zu geben, hatte ihn, den Meister des Ordens, beinahe dazu verleitet, seinem Glauben im Zorn abzuschwören, ungeachtet all der Opfer, die er bereits gebracht hatte.

Die königliche Familie musste herkommen, hierher in die alte Ruinenstadt, in der einst der Großkönig von Terajalas geherrscht hatte, bevor die Eroberer aus Wiram ihn getötet hatten und das Land vor die Hunde ging. Die Verlobung des Kronprinzen hatte Ralnirs Pläne nicht beeinträchtigt. Er konnte es sich nicht leisten, noch länger zu warten. Nachdem die Mönche auch die verborgensten Aufzeichnungen ausgegraben hatten, um den Stammbaum lückenlos nachzuverfolgen, war es an der Zeit zu handeln.

»Da kommen sie«, sagte Berias. »Verzeiht, dass ich an Euch gezweifelt habe.«

Die Festtagsprozession ergoss sich wie eine Armee schwarzer Ameisen über die verwitterte Straße, die von Ghi Naral, der neuen Stadt der Könige, über die grasbewachsene Ebene nach Rajalan führte. Fürwahr ein ungewöhnlicher Ort für ein Gelage, und Ralnir war klar, dass einige Brüder ihm diese unorthodoxe Maßnahme übel nehmen würden. Doch weder auf sie noch auf sich selbst durfte er Rücksicht nehmen. Ebenso wenig auf den ahnungslosen jungen Menschen, dessen Leben sich heute verändern würde.

»Ihr habt mich nie gefragt, wie die Prüfung ausgefallen ist«, sagte Berias verzagt, und ein Schatten zog wie eine dunkle Wolke über sein Gesicht.

»Das ist nicht nötig«, entgegnete Meister Ralnir. »Die letzte Prüfung steht noch aus, und ich wollte meine Zeit ungern damit vergeuden, die Auserwählten zu vergleichen.«

Der unerschütterlichen Fruchtbarkeit des Königspaares hatten sie es zu verdanken, dass immerhin vier gesunde Kinder zur Auswahl standen. Die Brüder erwarteten natürlich,

dass Ralnir dasjenige, das den Anforderungen am besten entsprach, nach Rajalan brachte und den übrigen die lebenslange Bindung an den Baum ersparte. Er hatte jedoch nicht vor, sich in die Entscheidung einzumischen. Demütig würde der Orden denjenigen als den neuen Herrscher anerkennen, den der Baum erwählte. Und noch aus einem weiteren Grund hatte der Meister nicht die Ergebnisse von Berias' Bemühungen erfahren wollen: Er bildete sich ein, auf Anhieb erkennen zu können, welches der Königskinder die Geschicke des Landes auf seinen Schultern trug. Ralnir wusste, wie der Baum dachte, wie er fühlte – absurd, gewiss, da er, seit Jahrhunderten vertrocknet, seine knorrigen Zweige über die Ruinen breitete. Und dennoch … in ihm war die unumstößliche Gewissheit, dass sich die Herzenswahl des Baumes in seinem eigenen Herzen widerspiegeln würde.

»Vergleichen?« Berias lachte so plötzlich auf, dass die beiden Eidechsen, die sich eine Handbreit neben seinem Oberschenkel sonnten, in eine Mauerritze flüchteten. »Was wollt Ihr denn da vergleichen?«

»Berias«, sagte Ralnir, noch nicht drohend, doch erheblich missgestimmter, als er sich selbst eingestehen wollte. »Mein Bruder, redet endlich. Wie viele sind es? Nur der Älteste? Die Zwillinge?« Wohlweislich vermied er es, den zweiten Königssohn zu erwähnen, der ebenso wenig zählte wie die Missgeburt, die die königliche Familie in ihrem Schlossturm verbarg. Mit einem der Mädchen würde der Orden dagegen leben können, Mädchen waren immer für eine Überraschung gut. »Du hast die Prüfung durchgeführt, wie ich es angeordnet habe?«

»Natürlich«, schnappte Berias gekränkt.

»Und es gibt keinen Zweifel?«

»Gewiss nicht.«

»Also? Hör endlich auf, mich auf die Folter zu spannen. Ist es der Prinz?«

»Es ist nicht Prinz Widian Dor Ilan«, sagte Berias leise.

Auf einmal wurde Ralnir bewusst, dass der jüngere Ordensbruder schon den ganzen Tag unruhig gewesen war. Wenn er nicht so sehr in seine eigenen Sorgen verstrickt gewesen wäre, hätte er das längst bemerkt. Hatte Berias etwa gehofft, dass der Bann fehlschlug? Dass die Verlobungsgesellschaft nicht den Weg nach Rajalan einschlug, um hier zu tanzen, zu singen und zu speisen? Was konnte so schlimm sein, dass er sich gewünscht hatte, Ralnir würde versagen?

Berias schüttelte den Kopf. »Seit Tagen habe ich mich vor dem Augenblick gefürchtet, in dem Ihr mir diese Frage stellt.«

Also die Prinzessinnen. Und wenn nicht? Wer blieb dann noch übrig? Die Neffen der Königin, der furchterregenden Diyala Dora Ameer? Meister Ralnir kannte die verschlungenen Pfade ihres edlen Stammbaums in- und auswendig, und sofort zog eine Reihe von möglichen Kandidaten an seinem inneren Auge vorbei. Dennoch schrak er davor zurück, Berias nach den Namen zu fragen, jenen Namen, die ihrer aller Schicksal wenden würden.

»Wie viele?«, fragte er stattdessen.

Berias' Antwort überraschte ihn, erschreckte ihn, versetzte ihn in einen Freudentaumel. »Einer.«

Ralnirs Herz begann stürmisch zu schlagen. Einer! Das klang so endgültig. Der Orden war am Ziel seiner Suche angelangt. Der Meister hatte vorgehabt, die geeigneten Kinder eins nach dem anderen ins Gewölbe zu locken und sie dem Baum vorzuführen, doch mit einem würde sein Vorhaben wesentlich leichter gelingen. Einer. Schon jetzt, noch bevor Ralnir mehr über ihn wusste, fühlte er Wärme in sei-

ner Brust aufsteigen, die Art von zurückhaltender Zuneigung, die ein Vater seinem lange vermissten Sohn entgegenzubringen vermochte. Oder ein Ritter seinem Herrn, Demut gepaart mit glühender Verehrung. Endlich würde der Orden ruhen können. Keine Tränen mehr, keine in bitterer Qual geächzten Gebete, keine blutigen, verkrampften Hände, keine vom stundenlangen Knien aufgeschürften Beine.

Er spuckte ein Eidechsenknöchelchen aus, das sich zwischen seinen Zähnen verfangen hatte, und beugte sich gespannt vor. »Sag nichts. Lass mich raten.«

Berias stieß ein hysterisches Lachen aus. »Wie Ihr wünscht.«

Die Verlobungsgesellschaft ritt lärmend in die tote Stadt ein. Das Rumpeln der Wagen, das Klappern unzähliger Hufe brachte endlich Leben zurück an diesen Ort, der so lange still geruht hatte. Über allem hing eine Melodie wie ein zarter Schleier, die perlenden Töne einer Simbarine, der seltenen und kostbaren Sommerharfe. Nur die besten Musiker vermochten sie zu spielen.

Ralnir würde den Auserwählten erkennen. Bei der Tänzerin, ein Blick genügte, und er würde es wissen.

Die Diener schieden aus, die Höflinge, die kichernden Edeldamen. Der Meister richtete seine Aufmerksamkeit auf die Mädchen und die jungen Fürsten, die sich im Gefolge befanden.

Das alte Blut von Terajalas, gemischt mit dem wilden, gottlosen Blut der Eindringlinge aus Wiram. Je nachdem, aus welcher Familie der Erwählte stammte, würde das alte Blut stark in ihm sein, viel stärker als das verderbte Erbe der Eroberer. Auch wenn es viel schwieriger sein würde, ihn auf den Thron zu heben als eine der Prinzessinnen, konnte Ralnir doch seine Erleichterung nicht verhehlen, dass der

Erbprinz sich als ungeeignet erwiesen hatte. Je weniger der Richtige von diesem grausamen Tyrannen Ilan in sich trug, umso besser.

Einer.

Dieser dort, der musste es sein. Ralnirs Blick blieb an einem jungen Mann hängen, der stolz zu Pferde saß. Er sah gut aus, das blonde Haar floss ihm wie eine Mähne über den Rücken, sein Kinn war hochgereckt, und mit wachsamem Blick überwachte er das Treiben der angetrunkenen Adelskinder. Nur eine schmale weiße Narbe von seiner Augenbraue bis zum Wangenknochen störte den Eindruck vollkommener Schönheit. Eine der Frauen lachte auf, so schrill, dass die vornehme dunkelbraune Stute des Reiters scheute. Doch es genügte eine Handbewegung, und sie beruhigte sich wieder. Der junge Mann war vollkommen, bis auf das helle Haar, das sein wiramisches Blut verriet.

»Schön und stolz wie ein König«, flüsterte Ralnir, und unermessliche Freude wallte in ihm auf.

Berias schnaubte nur unwillig. »Das ist Prinz Meriwan Dor Hojan, der jüngste Bruder des Königs. Man nennt ihn den Helden von Jakont.«

Davon hatte der Meister natürlich gehört, wie jeder in ganz Terajalas und darüber hinaus. Die Bestie von Jakont – so schimpften seine Feinde den Mann. In Terajalas wurde er dagegen als der Schwerttänzer gerühmt, nachdem er die Schlacht im Jakont-Tal entschieden und die überlegenen Helstener zurückgeschlagen hatte.

Das verfluchte Blut von Wiram! Der König und seine Verwandten zählten nicht, das wusste jeder im Orden. Nicht er, sondern Königin Diyala trug das Blut der Alten in sich. Nach vielen Generationen war es endlich auf den Thron zurückgekehrt. Aus ihrem Umfeld würde der Retter kommen.

»Die beiden dunkelhaarigen Mädchen dort drüben, das sind die Königstöchter Hartet und Gurija«, sagte Berias. Leise zitierte er aus den Aufzeichnungen der Bruderschaft: *»Doch geblieben ist ihnen nichts. Nicht der Turm, den sie vergessen haben, nicht die Quelle, missachtet von den Törichten, auch nicht das Blut derer, in denen die Macht lebte.«* Er seufzte. »Es tut mir schrecklich leid, Meister. Ich habe so große Hoffnung in sie gesetzt, als der Erbprinz versagte. Sie sind beide klug, wissbegierig, höflich, gesittet – nun ja, mehr oder weniger. Jeder von ihnen habe ich ein Instrument überreicht. Eine Flöte für Hartet, eine Laute für Gurija.«

Seine düstere Stimmung ließ nichts Gutes ahnen. »Sie haben versagt? Beide?«

»In ihren Händen blieb es totes Holz.«

Die Sommerharfe wurde lauter. Sie stöhnte und ächzte, sie schrie vor Kummer, dann lachte sie wild auf und wechselte von Dunkelton zu Sonnenton. Herausfordernd, keck, ungestüm. Die Musik spornte die Mädchen an, die auf den Wagen tanzten. Ralnir sagte nichts. Seine Fäuste ballten sich in den Taschen seiner Kutte, seine Rechte schloss sich so fest um die Glasscherbe, die in seinem Fleisch steckte, dass er das Blut über die Finger rinnen fühlte. Der gewohnte Schmerz umhüllte seine Hand, scharf und brennend.

»Es sind mindestens zweimal sechzehn junge Adlige, auf die einzelnen Wagen verteilt«, sagte er müde. »Ich will nicht mehr raten. In keinem von ihnen sehe ich mehr als einen dummen, selbstsüchtigen Jungen. Also, wer ist es?«

Berias' Gesichtsausdruck war Antwort genug.

Die Sommerharfe war verstummt. Gelächter brandete auf, scheuchte die Eidechsen in ihre kühlen Verstecke, verfing sich in den Stacheln der Dornsträucher.

»Ich will es Euch nicht sagen, aber ich muss«, wisperte

Berias. »Wollte es das Schicksal, ich könnte für immer schweigen. Seht Ihr den jungen Mann dort vorne auf dem Wagen?« Er unterdrückte ein Stöhnen, wie stets, wenn ihn sein Magenleiden heimsuchte. Kein Wunder, nach dem Genuss von mindestens acht grünen Äpfeln.

»Den Blonden?« Sie waren alle blond, die verfluchten Wiramer. Der Jüngling, auf den der junge Ordensbruder wies, saß inmitten einiger leicht bekleideter, stark angetrunkener Edeldamen. Auf den ersten Blick wirkte er recht unscheinbar. Er hatte ein angenehmes, aber unauffälliges Gesicht. Die Art, wie er lachte und die Arme gleich um zwei der Mädchen legte, verriet dem erfahrenen Mönch, dass er sich ausgiebig mit Banoa berauscht hatte. Die Simbarine war ihm vom Schoß gerutscht und lag über seinen Knöcheln; ein Schlagloch und sie würde vom Wagen in den Staub fallen. Ralnir keuchte unwillkürlich, als er das schwarze Holz erkannte, das im Innern des Instruments eine tiefrote, auffällig gemusterte Farbe angenommen hatte.

»Singt!«, rief eine rothaarige junge Frau von erlesener Schönheit. »Singt für mich!«

Die anderen stimmten ein und klatschten in die Hände. Ralnir wagte kaum zu atmen, als der junge Mann lässig nach dem kostbaren Instrument griff und ein anrüchiges Trinkerlied anstimmte. Berias' Ohren glühten, unter seinen kurzen Haaren schien die Sonne aufzugehen.

Ralnirs Gedanken waren wie Hunde, die den Windfuchs eingekreist hatten und jaulend zurückwichen. »Nicht er«, stöhnte der Meister. »Sag mir, dass ich mich täusche.«

Aber Berias schwieg, und Ralnir wusste, dass seine Hoffnung in ein und demselben Moment erfüllt und zugleich bitter enttäuscht wurde.

An dem Sänger war nichts vom alten Erbe von Terajalas

auszumachen. Das wilde Blut von Wiram floss in diesen Adern, so verdorben, dass sich jedermann mit Scham abwenden wollte. Es wäre besser gewesen, der Orden hätte niemanden gefunden, besser, der Baum bliebe für immer tot, als sich mit einem Mann zu verbinden, der sie alle ins Unglück stürzen würde.

»Prinz Tahan? Es ist Prinz Tahan Dor Ilan?«

Der zweite Prinz. Derjenige, den der Meister niemals in Erwägung gezogen hätte, denn ihn hätte er nie zu den heiligen Wurzeln geführt. Ralnir wusste, was man sich über ihn erzählte. Jeder kannte die Geschichten, selbst durchziehende Reisende, die sich nicht im Mindesten für den Klatsch am Königshof interessierten. Den beiden Mönchen waren sie zu Ohren gekommen, während sie im Dienste der Bruderschaft in Helsten unterwegs gewesen waren. Tahan war der jüngere Sohn, aber der Erste in allem, was üble Gerüchte anging. In ganz Ghi Naral war er überaus beliebt, da er das Geld mit beiden Händen zum Fenster hinauswarf. Aus demselben Grund hatte er auch keinen Mangel an weiblicher Gesellschaft zu beklagen. Er war undiszipliniert, ein Nichtsnutz und Müßiggänger, den man kaum jemals nüchtern antraf. Nicht der Wein verlockte ihn, was schlimm genug gewesen wäre, sondern das verbotene Schwarze Wasser; es hieß, über den Genuss desselben sei schon sein Vater, der Tyrann Ilan Dor Hojan, in den Wahnsinn gestürzt. Wenn es denn irgendetwas Erfreuliches über den Prinzen zu vermelden gab, war es seine schöne Stimme. Die Lobeshymnen waren nicht übertrieben, wie Ralnir eingestehen musste, während der Jüngling den unsäglichen Gassenhauer zum Besten gab. Dieses Lied auf dem göttlichen Instrument, das war Blasphemie!

Der schöne Prinz Merawin, der größte lebende Kriegs-

held von Terajalas, hatte sein Pferd inzwischen abgesattelt. Die Wagen hielten am Straßenrand, die Mädchen sprangen ins Gras und liefen kreischend über die Wiese. Sie tanzten über die blühenden Gräser und balancierten über die heiligen Trümmer, als könnte nichts ihnen etwas anhaben, keine Schlangen, keine giftigen Echsen.

Prinz Tahan versuchte ihnen nachzuklettern. Dabei fiel ihm die Sommerharfe aus der Hand und krachte auf die Steine.

»Hoppla«, sagte er, und das unerträgliche Grinsen zauberte einen dümmlichen Ausdruck auf sein Gesicht.

Als Meister Ralnir auf den Prinzen zustürzte, wusste er selbst nicht, was er eigentlich vorhatte. Wollte er ihn schlagen, ihn zurechtweisen? Wollte er sich mit eigenen Augen davon überzeugen, dass Berias sich irrte, dass das Schicksal nie und nimmer so grausam sein konnte, die größte Macht, die diese Welt aus ihrem Schoß heraus geboren hatte, die Hinterlassenschaft der Vier, in die Hände eines betrunkenen Knaben zu legen?

Der Schwerttänzer von Jakont trat dem Mönch in den Weg, erkannte im selben Augenblick die Kutte und murmelte einen ehrerbietigen Gruß. Der Meister nahm es beiläufig zur Kenntnis, während er sich neben die zerstörte Simbarine kniete. Der Hals war mittendurch gebrochen, die Saiten wölbten sich haltsuchend empor wie die tastenden Spitzen einer Schlingpflanze. Einem Sturzbach gelöster Gefühle gleich durchströmte Ralnir für einen kurzen Moment die Erleichterung, dann erblickte er, was er nicht sehen mochte, wovor er die Augen verschließen wollte – das, was er überall gesucht hatte, nur nicht hier.

Ein kleines Blatt spross an der kunstvoll gedrechselten Schnecke, aus der sich die Saiten herauslösten; dunkelrot,

sodass er es von Weitem nicht hatte erkennen können. Es war nicht geschnitzt oder aufgeklebt, sondern echt. Das Holz lebte. Ralnir hob die zerbrochene Sommerharfe hoch, und der goldene Duft einer Blüte stieg ihm in die Nase. Flammendgelb schimmerte sie ihm durch das geborstene Schallloch entgegen, die Staubgefäße lang und scharlachfarben. Es roch zugleich süß und bitter, nach brennendem Holz und regennasser Erde, aber darüber erhob sich das liebliche Aroma des Frühlings, unaufdringlich und dennoch so intensiv, dass alles andere um den Mönch herum verblasste.

Die Erkenntnis, dass diese Blüte die erste war seit tausend Jahren, dass dieser Duft für ein ganzes Zeitalter verloren gewesen war, dass er einer der Ersten war, einer der wenigen, die das Privileg genossen, ihn einzuatmen, trieb Ralnir die Tränen in die Augen. Er kniete auf der steinigen Straße, die Simbarine in den Armen, und wusste, dass die Welt nie wieder sein würde, wie sie gewesen war, dass Dinge bevorstanden, die das Antlitz der Erde verändern würden.

»He, Alter, verschwinde!«

Starke Hände, erfüllt von der Kraft der Jugend, stießen Meister Ralnir beiseite, rissen ihm den Schatz aus den Händen. Der Prinz warf das Instrument achtlos zurück auf den Wagen. Der Mönch schloss die Augen, während er das Krachen von Holz auf Holz vernahm und der Duft der goldenen Blume nur noch eine Erinnerung blieb.

»So könnt Ihr nicht mit einem Gottesdiener reden, Königliche Hoheit«, rügte Meriwan, der stattliche Bruder des Königs, dessen Herz rein und herrlich war wie ein Schatz, seinen Neffen.

»Warum nicht? Er ist alt und fett und hässlich, und ich will seine schmierigen Finger nicht an meinen Sachen haben.«

Unwürdig, dachte Ralnir. *Unwürdig, unwürdig.* Das Wort

dröhnte wie eine Kriegstrommel in seinen Ohren. *Er ist unwürdig.*

Der Meister öffnete die Augen und betrachtete den jungen Mann, während dieser ihn verhöhnte. Prinz Tahan mochte um die zwanzig Königstage zählen; von der Reife, die ihm sein Name und seine edle Herkunft nahelegten, gab es allerdings keine Spur. Auf den ersten Blick wirkte er unscheinbar, doch in seinem blonden Haar spielte ein rötlicher Glanz, und wenn die Sonne darauf schien, wirkte es, als stünde er in Flammen. Seine Augen dagegen waren von einem tiefen Blaugrün, von der Farbe des Himmels kurz vor einem aufziehenden Sturm. Brauen und Wimpern, betörend lang und wie von schimmernder Bronze, gaben ihm das Aussehen eines trotzigen Mädchens. Er war schlank und schmal, aber Ralnir zweifelte nicht daran, dass er in späteren Jahren eine stattliche Statur haben könnte, wenn er sich nicht allzu sehr gehen ließ. Doch das Schönste an Tahan war zweifellos seine Stimme, selbst jetzt, da die Trunkenheit jeden seiner Sätze in einen merkwürdigen Singsang verwandelte, während sein Onkel ihn festhielt, um ihn daran zu hindern, den Störenfried erneut zu schlagen. Der Prinz trat trotzdem zu, aber Ralnir spürte es kaum, da ein ganz anderer Schmerz von ihm Besitz ergriffen hatte und der Zorn über die Launen des Schicksals ihn schier verbrannte.

Unwürdig.

»Jetzt ist aber genug! Hör auf! Willst du den Zorn seines Gottes auf dich ziehen?«

Meriwan zerrte seinen Neffen fort, und Meister Ralnir dachte nur: *Er! Er! Oh Richterin, oh Wächter, warum ausgerechnet Prinz Tahan?* Es war wie eine Axt am Baum seiner Seele.

Er sackte zusammen, doch statt des erwarteten, ersehnten Kniefalls vor dem auserwählten Friedensbringer war es nur

sein Herz, dessen Schwäche ihn übermannte, das ihn zerriss. Einen Moment lang ließ er zu, dass die Qual der Enttäuschung ihn peinigte. Einen Augenblick lang unterlag er, und obwohl seine Wangen trocken blieben, obwohl kein Laut die Eidechsen vertrieb, schrie und heulte der Meister in seinem Inneren seine Wut hinaus.

Berias war an seiner Seite, ohne dass Ralnir ihn bemerkt hätte, griff nach seinem Arm und zog ihn über die Straße. Sie stolperten davon und retteten sich auf die andere Seite des Wagens, während der Bruder des Königs ihnen nachrief: »Verzeiht! Ich bitte die ehrwürdigen Brüder vielmals um Vergebung. Der Prinz ist betrunken, er weiß nicht, was er tut.«

»Gar nicht wahr!«, protestierte Tahan. »Diese verfluchten Bettler sollen es sich nicht einfallen lassen, uns das schöne Picknick zu verderben!«

Ralnir ließ sich in den Graben fallen, der zu dieser Jahreszeit kein Wasser führte, nur um in der Nähe zu bleiben, nur um vielleicht noch ein einziges Mal den Duft der goldenen Blume zu erhaschen. Vielleicht wirkte er für die königliche Gesellschaft wie ein irrer Bettelmönch, als er zu lachen begann, doch Berias kniete sich vor ihn hin. Ihr freundschaftlicher Umgang endete immer dann, wenn der Zeitpunkt gekommen war, Befehle zu erteilen.

»Wie lauten Eure Anweisungen, Meister? Was sollen wir tun?«

»Er ist es, du hattest recht.« Ralnir lachte wieder laut auf. »Es ist kein Irrtum möglich.« Der Moment, in dem er sich gestattet hatte, sich seinem Zorn und seiner Enttäuschung hinzugeben und die Verzweiflung über die launischen Winkelzüge des Schicksals auszukosten, war vorüber. Er umklammerte die Scherbe, bis sein Blut in Strömen floss.

»Was jetzt?«, fragte Berias bang. »Werdet Ihr ihn zu dem Baum bringen?«

Schlagartig hörte Meister Ralnir auf zu lachen. Von dem verdorrten Baum, der seine schwarzen Äste über die Ruinen breitete, blickte er hinüber zur Wiese, auf der Prinz Tahan Dor Ilan die Mädchen jagte. Nur eine Schlange, die sie zur Unzeit weckten, eine der giftigen Eidechsen, die in ihrer Verwirrung in ein Beinkleid kroch statt in die Mauerritze, und es würde weitergehen wie bisher. An tausend Sonnenläufe Krieg, Dürre und Überschwemmungen, Seuchen und Plagen würden sich weitere tausend Sonnenläufe anschließen, in denen nicht der König in seinem mit Stuck und Zierrat verschnörkelten Schloss in Ghi Naral, sondern Hunger und Elend die wahren Herren dieses Landes blieben. Dennoch wünschte der Meister sich, der dumme Jüngling möge sein Unglück selbst herbeiführen, statt dem Orden die Verantwortung dafür zu übertragen.

»Nein«, sagte er. »Er darf nicht einmal in die Nähe des Baumes gelangen. Der Auserwählte, der sich mit dem brennenden Baum verbindet, wird sein ganzes Selbst mit dem Land teilen. Gedankenblut und Gedankenauge, Herzauge und Herzfleisch. Was wäre das für ein Königreich, gekettet an einen törichten Knaben, einen scharfzüngigen Weiberhelden mit einem Milchbart? Wenn er nur dumm wäre und dafür ein reines Herz mitbrächte … aber jemandem wie ihm sollen wir den kostbarsten Schatz anvertrauen, den es unter dem Himmel gibt? Den Baum, über den wir seit Jahrhunderten wachen?« Er redete sich in Rage, fühlte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg, wie seine Wangen brannten.

Berias erbebte, und nur seinem Mut war es zu verdanken, dass er nicht zurückwich, denn er wusste, wozu der Meister des Ordens der Vier fähig war. »Aber dann sind sie beide

verloren, Terajalas und der Baum. Der Junge allein hat die Macht, ihn zu wecken.«

»Wecken wird er ihn ohne Zweifel«, sagte Ralnir. »Doch nicht, ehe es an der Zeit ist. Nicht, ehe wir jemanden gefunden haben, der seinen Platz im Gefüge des Weltgeschehens einnehmen kann.«

Nie hatte jemand das Holz zum Blühen gebracht, nie in all den Jahren zuvor. Trotzdem war die Bruderschaft nicht am Ziel, trotzdem mussten die Mönche weitersuchen.

»Wenn er den Baum erwecken soll, ohne je seine Macht zu erleben«, meinte Berias, »dürfen wir den jungen Prinzen nicht wissen lassen, mit welchen Kräften er spielt. Er darf nie erfahren, wer er ist und was er vermag. Wir müssen das Geheimnis des Baumes bewahren, koste es, was es wolle.«

»Das wird nicht genügen«, sagte Ralnir leise, nicht ohne Bedauern, denn er dachte an die duftende Blume im hölzernen Leib der Sommerharfe und trauerte um das, was hätte sein können. Es war unvermeidbar, das wussten sie beide, nichtsdestotrotz lag es an ihm, dem Meister, das Offensichtliche auszusprechen. »Dies erlasse ich hier und heute als ein Gesetz des Ordens der Vier, als ein Gebot, das nicht gebrochen werden darf: Damit ein Würdigerer an seine Stelle treten kann, muss Prinz Tahan Dor Ilan sterben.«

2

Manche Tage begannen so vollkommen, wie die Nacht ausgeklungen war – in seidenen Laken, neben ihm das goldene Haar eines Mädchens auf dem Kissen. Die Sonne, heiß und gelb und nahezu im Zenit, schlang ihre Strahlen um die runden Metallornamente in den dicken Fensterscheiben. Die Sklavinnen schwatzten leise im Vorraum, und die köstlichen Düfte der Mittagsmahlzeit strömten durch den klimpernden Glasperlenvorhang.

So hätte es sein sollen, aber dieser Morgen war alles andere als vollkommen. Er begann, wie alle verfluchten Tage beginnen. Es war so früh, dass die Sonne rote Kreise in der gemusterten Scheibe glühen ließ. Viel zu früh. Unerträgliche Schmerzen hämmerten in Tahans Kopf. Ein pelziger Belag auf der Zunge ließ ihn Übles vermuten, was das Bankett letzte Nacht betraf – er war sich nicht sicher, ob er den Krug mit Banoa weitergereicht hatte oder nicht. Falls nicht, war das hier erst der Anfang.

Mit einem Ächzen stützte er sich auf den Ellbogen und besah sich das Schlachtfeld. Die verschwitzten Laken stanken nach Schweiß und verschüttetem Banoa, das überdies schwarze Schlieren hinterlassen hatte. Ein Mädchen schnarchte leise auf seinen Seidenkissen. Ihr zerzaustes blondes Haar kräuselte sich über den von zerlaufener Schmin-

ke schwarz und blau gefärbten Wangen. Er hatte vergessen, wie sie hieß.

»Königliche Hoheit, Herr, bitte verzeiht.«

Jetzt sah er endlich, wer ihn geweckt hatte. Lish. Der Sklave verbeugte sich so tief, dass unter seinem kurzen, leicht gekräuselten Haar die Nackentätowierung sichtbar wurde, das Zeichen der Familie, der er gehörte – ein langbeiniger Windhund mit Löwenpranken, das Wappen derer von Wiram.

»Warum weckst du mich um diese Zeit?«

Lish duckte sich noch tiefer, die Hände flach auf dem Boden. »Königliche Hoheit, heute ist der Königstag. Eure Eltern wünschen Eure Anwesenheit bei der Begrüßung der fremdländischen Gäste.«

Heute? Heute war der Königstag? Tahan ließ sich mit einem Stöhnen zurück ins Bett sinken. »Du lügst, heute ist nie und nimmer der Königstag. Lass mich schlafen. Geh weg.«

»Königliche Hoheit, darf ich mich erheben?«

Tahan schloss die Augen und wünschte sich, aus dieser Welt zu verschwinden. »Meinetwegen. Ich sollte dich auspeitschen und aus deinen Hautfetzen einen Vorhang nähen lassen, der mich vor dieser unerträglichen Sonne schützt. Warum ist sie nur so verdammt hell?«

Mit weichen Schritten tappte Lish über den Teppich aus Ziegenhaar. Ein leises Plätschern des Wasserkruges. Dann näherte er sich wieder. Jedes Rascheln klang in den gereizten Ohren des Prinzen wie ein Gewitter.

»Bring mir Banoa«, verlangte er. Mit neuem Banoa bekämpfte man am besten die Auswirkungen des vorherigen Banoas.

»Königliche Hoheit«, wisperte der Sklave. »Wasser mit Biduja-Blättern gegen die Übelkeit und die Kopfschmerzen.«

Er sollte Lish wirklich auspeitschen lassen.

»Muss ich?«, stöhnte er.

Neben ihm regte sich das Mädchen, öffnete die riesigen grüngelben Augen. Das lange Haar floss in Wellen über ihren bloßen Rücken. »Königstag, hm?«

»Ja«, sagte Tahan. Es hatte keinen Zweck, es länger zu leugnen. Er ließ es zu, dass ihm der Sklave den Becher an die Lippen setzte. Der Geruch des Bidujas – noch bitterer als Banoa, so unwahrscheinlich das auch klang – fuhr wie ein Keil in seine Schmerzen.

»Das reicht.« Er stieß die Hand und das Gefäß fort, atmete tief durch, wartete darauf, dass der Schmerz nachließ. »Was ist mit den Geschenken?«

»Königliche Hoheit«, flüsterte Lish. »Hier, die Gaben, die Ihr ausgewählt habt.«

»Oh, wie herrlich!«, flötete das Mädchen. »Ihr habt einen vortrefflichen Geschmack, mein Prinz!«

Ihr Name wollte ihm einfach nicht einfallen, und sein Kopf fühlte sich an, als würde er in der Hand eines Riesen zerdrückt. Langsam, ganz langsam ließ der Druck nach. Lish hielt ihm immer noch die Schachtel aus edlem Birnenholz hin. Wahllos zog Tahan eine der Figuren heraus – einen langbeinigen Windhund, vergoldet, die Augen winzige grüne Splitter.

»Für dich. Für eine unvergessliche Nacht.« Er versuchte zu lächeln.

Das Mädchen strahlte, wog den goldenen Hund in der Hand, liebkoste ihn wie ein echtes Tier. »Danke. Danke, Königliche Hoheit!« Sie beugte sich vor, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.

Einen Moment erwog er, mehr daraus werden zu lassen, doch wieder mischte sich der Sklave ein.

»Eure Eltern, Königliche Hoheit. Die Feierlichkeiten be-

ginnen zur vierten Morgenglocke.« Lish warf sich erneut zu Boden, als der Prinz aufstand.

Er versetzte ihm einen Tritt in die Seite, nicht heftig, nur um ihn daran zu erinnern, wo sein Platz war, und wankte durch den Türbogen zu seinem Ankleidegemach. Der Sklave war sofort dicht hinter ihm, hielt die Glasperlenschnüre zur Seite.

Am Wasserbecken standen die Waschsklavinnen und der Topfsklave bereit.

»Sorge dafür, dass die Frau so rasch wie möglich aus meinem Schlafgemach verschwindet.«

Lish nickte demütig und entfernte sich rückwärts von der Waschstelle.

Tahan benutzte den Topf, ließ sich waschen und ankleiden. Der Spiegelsklave drehte den hohen Spiegel und fing das Bild der prinzlichen Schönheit ein.

»Nimm ihn weg! Sofort!«

Die dunklen Ringe unter den Augen, die aufgedunsenen Wangen, die fahle Haut – musste er sich das ansehen?

»Königliche Hoheit.« Der Sklave stellte den Spiegel rasch fort und warf sich zu Boden. Im Nacken trug er ebenfalls ein Zeichen – nicht den Windhund, sondern einen Zweig mit Blättern und einer Blüte, das Wappen des Hauses Ameer. Es war einer der Sklaven seiner Mutter.

Tahan hatte den Fuß schon zum Tritt erhoben, ließ ihn jedoch wieder sinken. Die Königin schätzte es nicht, wenn jemand anders als sie selbst ihr Eigentum antastete und womöglich größere Flecken oder Schrammen hinterließ. Die glühenden Nadeln, die sie ihren Sklaven ins Fleisch jagte, hinterließen nur winzige Narben.

»Du bist spät dran«, sagte Widian.

Über dem Sklaven ragte wie ein neues Spiegelbild ein

blonder junger Mann auf, in einem dunkelblauen, golddurchwirkten Gewand, die Tunika in lockerem Faltenschwung über den seidenen Beinkleidern, die sich wie eine zweite Haut an seine kräftigen Waden schmiegten.

»Wie kannst du nur am Vorabend des Königstages bis in die Nacht hinein feiern?«, fragte sein Bruder.

Die Bemerkung verdiente keine Antwort.

»Hast du wenigstens die Geschenke besorgt? In deinem Gesicht ist eine Leere, die mich frösteln lässt. Weißt du denn gar nichts mehr? Der goldene Widder für den König, die Saphirblumen für unsere Mutter?«

»Die Hunde für die Zwillinge, der kämpfende Berglöwe für unseren Onkel«, ergänzte Tahan. »Du siehst, mein Gedächtnis ist nicht …« Er brach ab. »Die Hunde! Einen davon hat sie!«

»Wer, sie?« Widian seufzte laut. »Du gibst Maruna die Geschenke für unsere Familie? Ich habe dich vor ihr gewarnt, Tahan. Sie ist gieriger als ein halb verhungertes Huhn.«

Maruna. Richtig, das war ihr Name.

Tahan eilte in den Nebenraum. Der Sklave hatte nicht einmal mehr Zeit, die Glasperlenschnüre zur Seite zu halten. »Wo ist sie?«

Lish zog gerade die schmutzigen Laken ab. »Ich habe Eure Bettgespielin weggeschickt, wie Ihr verlangt habt, Königliche Hoheit.«

Frecher Sklave! Er konnte sich nicht schnell genug zu Boden werfen. Tahan holte aus und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige.

»Danach habe ich nicht gefragt. Wo ist sie? Bring sie sofort her. Ich will keinen Kniefall, ich will den goldenen Hund zurück. Du weißt, dass die Figuren für meine Geschwister bestimmt sind! Warum hast du mich nicht gewarnt?«

Der Sklave senkte den Kopf, doch ganz kurz blitzten seine Augen. Vor Wut? Wie konnte dieser Abschaum es wagen, Wut zu empfinden?

»Königliche Hoheit, verzeiht. Eine Geliebte am Königstag nicht zu beschenken bringt Unglück.«

Tahan fluchte. Hinter ihm erklang Widians leises Lachen.

»Dir ist klar, dass sie das wusste? Maruna ist ein kleines Miststück.«

Eine Gabe zurückzufordern brachte Unglück. Die ständig streitenden Zwillinge mit nur einem Geschenk dastehen zu lassen war ebenfalls übel; allerdings, überlegte er nüchtern, bloß für die Mädchen, nicht für ihn.

»Die beiden können auch mit einer Figur spielen«, sagte er schroff. »Gehen wir. Haben die Feierlichkeiten schon begonnen?«

Auf eine ausgiebige Mahlzeit legte er nicht den geringsten Wert. Allein den Biduja-Blättern hatte er es zu verdanken, dass er überhaupt aufrecht stehen konnte, ohne sich zu übergeben.

»Bring uns die Schachtel, Sklave«, befahl Widian. »Lass mich sehen, was du übrig gelassen hast, Tahan.« Anerkennend ließ er den Blick über die verzierten Figuren gleiten. »Eine hervorragende Arbeit, nicht zu vergleichen mit dem, was wir im vergangenen Jahr hatten. Wenigstens hast du einen guten Künstler bemüht. Du hast ein gutes Auge für solche Dinge, für Schönheit allgemein. Wenn du dich doch bloß etwas mehr zusammenreißen könntest!«

Sein Bruder war immer noch verärgert, als sie den Festsaal erreicht hatten. Zur Krönungstagsfeier des Herrschers von Terajalas hatten sich nicht so viele Würdenträger unter der hohen Kuppel eingefunden wie üblich. Zahlreiche Kerzen,

die auf mächtigen Rädern unter der Decke hingen – die Lichtsklaven hatten die ganze Nacht damit verbracht, die Radleuchter an Kettenzügen herunterzulassen und die Kerzen zu entzünden –, funkelten auf den Rüstungen und Helmen der wenigen Kriegsmänner.

Der Tyrann Ilan Dor Hojan liebte diesen Saal. Jeden Morgen pflegte er hier mit seiner Familie zu speisen, während das Licht der Morgensonne durch das gläserne Dach hereinfiel und die vergoldeten Wände zum Strahlen brachte. Hier feierte er, hier empfing er Gäste, hier unterschrieb er die zahlreichen Todesurteile und die seltenen Beförderungen.

»Zwei Hauptleute von der Grenze – der Siljalinion vom Wislan-Tal und der Siljalinion der zweiten Truppe. Kein Oberbefehlshaber weit und breit. Ich vermute, sie wollen Meriwan dazu überreden, wieder mit an die Front zu kommen. Sein Anblick beflügelt die Truppen.« Der ältere Prinz biss die Zähne zusammen. »Der Krieg läuft nicht gut, möchte ich vermuten. Ich werde noch einmal mit Vater reden müssen.«

»Wegen deines Einsatzes? Du bist der Erbe. Du darfst nicht gehen.«

Widian knurrte verächtlich. »Wenn der zukünftige König sich davor scheut, ein Schwert in die Hand zu nehmen, wie kann er dann über Terajalas regieren? Sofern am Ende überhaupt noch ein Reich übrig ist, über das ich herrschen kann.«

»Meriwan wird die Dinge schon richten«, sagte Tahan.

»Meriwan«, knurrte Widian. »Immerzu Meriwan. Ich bin der Prinz, zu dem das Volk aufsehen sollte. Deshalb muss ich auch die Soldaten anführen, nicht er.«

Tahan hatte nie verstanden, warum sein Bruder unbedingt an die Grenze reisen wollte. Sein Name und sein Gesicht würden die Soldaten ermutigen, aber war es das Risiko

wert? Nicht nur der König bezweifelte das. Ein toter Thronfolger war nutzloser als ein unbeliebter.

»Ich will den Posten eines Mealinion. Ich will den Oberbefehl über die Truppen am Jakont.«

»Die traditionell Fürst Ameer gehören, dem Kriegsherrn. Vielleicht kannst ja du die nördlichen Truppen am Wislan bekommen?«

Sie brachen ihr Gespräch ab, als die Glocke ertönte. Reihe für Reihe sanken die Gäste zu Boden, während der König in den Saal marschierte und den gefürchteten stechenden Blick über sie schweifen ließ. Seine blonde, von grauen Strähnen durchzogene Mähne wallte ihm über den Rücken. Er ging rasch und aufrecht; jeder seiner Schritte verriet seine Ungeduld. An Festtagen war Ilan Dor Hojan meist besonders gereizter Stimmung. Auch die beiden Prinzen beugten die Knie und senkten die Köpfe. Sie waren die Einzigen, die sich nicht auf dem Boden ausstrecken mussten, denn in ihnen floss dasselbe königliche Blut wie in den Adern des Herrschers von Terajalas. Vor niemandem pressten sie die Stirn auf die kalten Marmorplatten.

»Er ist schlechter Laune«, flüsterte Tahan, der zwischen seinen Haarsträhnen hindurch das Königspaar beobachtete. »Ich hoffe nur, Gurija hat nicht gepetzt.«

Hinter dem Tyrannen und seiner Gattin stolzierten die Zwillinge. Die jüngsten Kinder des Monarchen waren bald zu alt, um die Schleppe zu tragen. Trotz furchte die Stirn von Gurija, der jüngsten Schwester – eines der wenigen Mädchen in diesem Schloss, das ein stundenlanges Streitgespräch mit Tahan durchhielt, ohne schluchzend davonzurennen. Wenn nicht gar das Einzige. Sie gerieten so häufig aneinander, dass die Königin ihnen mittlerweile befohlen hatte, sich aus dem Weg zu gehen.

Die Kleine war erst zwölf und bettelte trotzdem unablässig darum, an Tahans privaten Feierlichkeiten teilnehmen zu dürfen. Durch geschicktes Nachfragen unter den anderen jungen Adligen und sogar unter den Sklaven hatte sie bereits herausgefunden, dass Banoa zu den festen Bestandteilen dieser Abende gehörte, und es war ihr zuzutrauen, dass sie ihn aus lauter Gehässigkeit verpfiff. Das Schwarze Wasser war streng verboten, dennoch war es ein offenes Geheimnis, dass die jungen Leute ausgiebig davon tranken. Womöglich war dies auch längst dem König zu Ohren gekommen, aber erst wenn jemand es laut aussprach, würde Ilan Dor Hojan handeln müssen.

Nein, es war nicht sehr schade, wenn Gurija den übrig gebliebenen goldenen Hund mit ihrer Zwillingsschwester Hartet teilen musste.

Tahan dämmerte weg, während der Zeremonienmeister die vorgeschriebenen Sätze aufsagte, in regelmäßigen Abständen unterbrochen vom Klang der Zeremonienglocke. Sechzehn junge Männer führten einen Tanz auf, der ihm nur ein Gähnen entlockte. Der Austausch der Familiengeschenke erfolgte vor den Augen aller Anwesenden nach einem genau festgelegten Ritual.

Hartet lächelte ihn an, als er ihr die Figur in die Hände legte.

»Und ich?«, zischte Prinzessin Gurija.

»Der Wiramhund ist die stärkste Figur«, erklärte Widian mit Nachdruck. »Einer ist genug für euch beide. Er stellt eure Einheit dar – Hund und Löwe.«

Hartet blinzelte eine Träne weg, und Tahan spürte den strengen Blick seiner Mutter auf sich.

Ehrfürchtiges Gemurmel ertönte im Saal, als Prinz Meriwan seine Geschenke verteilte und im Gegenzug den ge-

schnitzten und vergoldeten Berglöwen erhielt, das Zeichen des Schwerttänzers von Jakont. Er lächelte, immer freundlich, immer bescheiden, und Tahan wünschte sich, sein Onkel würde stolpern oder sich bei den rituellen Glückwünschen verhaspeln, aber natürlich tat er das nicht. Neben ihm knurrte Widian etwas Unverständliches.

Die Fürsten traten vor, überreichten ihre Gaben.

Als die Glocke für die fremdländischen Würdenträger ertönte, beschlich Tahan ein seltsames Unwohlsein. Er hatte etwas vergessen, etwas Wichtiges. Leider konnte er sich beim besten Willen nicht erinnern, was diese bösen Ahnungen zu bedeuten hatten.

Der Gesandte aus Par trug einen lächerlich langen Bart. Warum schickten sie nie junge Männer oder hübsche Frauen? Immer waren es alte, verknöcherte Gesellen, die mit dem König endlos lange Gespräche führten. Wenn Tahan dabei sein musste, döste er meistens vor sich hin.

Der Botschafter trat vor, in der Hand eine schmale, intarsienverzierte Schachtel. »Die Gabe Ihrer Majestät, der Kaiserin von Par …« Die Art, wie er die Silben betonte, tat in den Ohren weh.

Der Alte legte die Hand an den Deckel, klappte die Schachtel auf – und schrie erschrocken auf, als die erste Heuschrecke hinaussprang. Dann die zweite. Er ließ das Kästchen fallen, woraufhin hundert winzige bunte Heuschrecken über den Marmorboden hüpften.

Die Prinzessinnen kreischten und stoben davon. Nur der alte Mann blieb wie angewurzelt stehen.

Im nächsten Moment krachte das Kerzenrad von der Decke, genau dorthin, wo der Gesandte, stocksteif vor Schreck, immer noch stand. Der breite Eisenrand schlug auf dem Boden auf, die Kerzen fielen aus ihren Halterungen und roll-

ten über die Fliesen. Das lange Halteseil rutschte wie eine lebendige Schlange hinterher, verfehlte den Botschafter um Haaresbreite, tanzte mit einem Zischen über das Rad und verstummte schließlich.

Zu Tode erschrocken stand der Gesandte mit offenem Mund da. Dann gab er ein dünnes Seufzen von sich und fiel in sich zusammen.

König Ilan Dor Hojan von Terajalas erhob sich von seinem Thron. »Helft dem Mann!«, befahl er.

Die verstörten Festtagsgäste brachte er mit einem Wink zum Schweigen. Sie erstarrten und fielen erneut auf die Knie. Der Blick des Königs schweifte nicht lange über die wenigen, die noch standen. Seine eigene Familie. Nur ganz kurz blinzelte er hinauf zum Balkon, wo sich hinter der geschnitzten Empore ein Schatten zeigte, der gleich wieder verschwand.

»Prinz Tahan Dor Ilan«, sagte der König, die Stimme kalt und fest. »Ist das dein Werk?«

»Wessen sonst?«, murmelte Gurija.

Natürlich. Wer war schuld, immer und an allem? Wen hätten sie verantwortlich gemacht, wenn der Himmel über ihnen eingestürzt wäre?

Zwecklos, es zu leugnen. In der vergangenen Nacht war Tahan dieser Streich noch wie ein besonders guter Einfall vorgekommen. Zwei Stunden lang hatten er und seine Freunde die zirpenden Heuschrecken aus den Büschen im Schlossgarten gesammelt, wo sie am Torbogen unter den Gehenkten besonders emsig lärmten. Der Krüppel war nur zu begeistert gewesen über die Aufgabe, den Knoten des Halteseils just in dem Augenblick zu lösen, wenn der Botschafter genau unter dem Kerzenrad stand. Der Balkon war der ideale Platz dafür, und der Krüppel hielt sich bei jedem

Königstag oben auf der Empore auf, wo er hinter der Holzschnitzerei die Zeremonie mitverfolgte, ohne dass die Würdenträger und Gäste ihn sehen konnten.

»Ja, Vater«, antwortete Tahan. »Es war nicht meine Absicht, Euch zu kränken. Ich wollte nur die Feierlichkeiten ein wenig, ähm, aufheitern.«

Der König lachte nicht. Er lachte nie, wenn er an die Existenz des Krüppels, des Bastards der Königin, erinnert wurde. »Verschwinde«, sagte er. »Aus diesem Saal und von meinem Fest. Sofort.«

Tahan presste die Lippen aufeinander, verbeugte sich steif und ging.

Verfluchter Königstag. Er hätte im Bett bleiben sollen.

3

Ich will gar nicht wissen, was Ihr getan habt, Prinz Tahan.« Fürstin Wydria setzte eine strenge Miene auf, die Tahan an den verkniffenen Gesichtsausdruck seiner Mutter erinnerte. »Ich erwarte nur, dass Ihr Euch zu benehmen wisst. Es ist mir am liebsten, wenn wir Eure Anwesenheit hier nicht an die große Glocke hängen und Euch unter einem Decknamen bei uns wohnen lassen. Das würde uns allen so manche Peinlichkeit ersparen, und wir könnten vermeiden, dass Eure Verbannung zum Gesprächsstoff auf der Burg wird.«

Tahan schenkte seiner Tante ein entwaffnendes Lächeln. »Ich schäme mich meines Namens nicht, vielen Dank. Und für Gesprächsstoff sorge ich gerne.«

Wydria presste die Lippen aufeinander; er konnte beinahe hören, wie sie mit den Zähnen knirschte.

»Ich würde Euch dennoch auffordern, so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen, in Eurem eigenen Interesse. – Dasnaree?« Mit einem Seufzer wandte sie sich an ihren Sohn, der abwartend neben ihrem gepolsterten Lehnstuhl stand. »Du könntest Prinz Tahan dabei helfen, sich auf Burg Ameer einzuleben.«

Dasnarees Augen leuchteten auf. »Ja«, stammelte er aufgeregt, »ja, das mache ich.«

Für einen dummen Streich verbannt zu werden war hart.

Nach Burg Ameer in die Ödnis bleicher Sandgruben und abgeholzter Wälder verbannt zu werden kam einer langjährigen Kerkerstrafe gleich. Verbannt zu werden und die Gegenwart des tumben, fetten, ständig schwitzenden Dasnaree ertragen zu müssen war die Todesstrafe. Nirgendwo auf dieser ganzen verdammten Welt hätte es langweiliger sein können als hier.

»Wollt Ihr die Burg sehen? Soll ich Euch die Aussicht zeigen? Wie gefällt Euch Eure Schlafkammer, ist sie nicht prächtig?«

Mit nicht nachlassender Begeisterung führte Dasnaree Tahan herum. Als der Junge seinen sechzehnten Sonnenlauf am Königshof verbracht hatte, hatte Tahan es geschafft, ihm geschickt auszuweichen; hier dagegen war das unmöglich. »Die Aussicht aus Eurem Zimmer ist die schönste in der ganzen Burg. Seht Ihr den Rauch? Dort hinten im Wald, am Fluss, das ist unsere Glashütte.«

Tahan machte seinen Vetter nicht darauf aufmerksam, dass er schließlich nicht blind war.

Der gewaltige steinerne Turm, der sich nach oben hin verjüngte, spie eine weitere schwarze Rauchwolke aus.

»Ich kann Euch alles über die Glasherstellung erzählen«, sagte Dasnaree eifrig. »Unsere Familie ist seit vielen Generationen damit befasst. In dieser Gegend ist der Boden von Kalk durchsetzt, hier findet Ihr den besten Sand, und die Wälder an den Berghängen sind so dicht, dass wir jahrzehntelang Holz ernten können. Das ist günstig, weil man nicht von Weitem Holzkohle heranschaffen muss. Und man verbraucht sehr viel Kohle, das lasst Euch gesagt sein. Wenn das Feuer nicht heiß genug ist, wird das Glas klumpig und bleibt voller Sandkörner. Wäre mein Vater nicht Kriegsherr geworden, so hätte er seinen Traum wahrgemacht, farbiges Glas herzustellen.«

Dasnarees nichtssagendes Gesicht hellte sich auf, die Augen leuchteten, die runden Wangen glühten. Sein dunkelblondes Haar, das ihm meist wirr vom Kopf abstand, hatte erstmals Gelegenheit, sich wieder zu legen, wenn Dasnaree es eine Weile versäumte, mit seinen schwitzigen Händen hindurchzufahren.

»Wir haben hier die besten Glasbläser von ganz Terajalas. Möchtet Ihr, dass wir zum nächsten Königstag Glasgeschenke für Eure Familie herstellen?«

Er plapperte immer noch, während er Tahan in den Speisesaal führte. Darin stand ein einziger langer Tisch, der für drei Personen gedeckt war. Bei der Aussicht, mit der griesgrämigen Fürstin die Abendmahlzeit einzunehmen, sank Tahans Laune noch weiter.

»Lebt denn sonst niemand in dieser Burg?«, fragte er mitten in Dasnarees Redeschwall hinein. »Wohnt Ihr hier ganz allein?«

»Oh, gewiss nicht«, versicherte Dasnaree. »Wir speisen als Familie zusammen, während die Gäste in den anderen Sälen sitzen.«

»Eure Mutter wollte doch, dass ich so tue, als wäre ich von niederem Rang«, sagte Tahan. »Also sollte ich bei den anderen sitzen.«

»Dann bringe ich Euch jetzt zu meinen Freunden.« Dasnaree klang enttäuscht, aber er protestierte nicht, sondern geleitete Tahan in den hallenden Bogengang zurück, von dem aus zwei schwere Türen in die angrenzenden Räume führten. Von dem, was der Prinz unter einem Saal verstand, konnte keine Rede sein. Zu seiner Rechten lag ein Gewölbe, in dem kaum viermal sechzehn Personen Platz hatten, doch diese schafften es immerhin, so viel Lärm zu machen, dass man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

»Das sind meine Freunde«, schrie Dasnaree ihm ins Ohr, was Tahan bezweifelte.

Andererseits – warum hätten all diese Männer sonst auf Burg Ameer leben sollen? Sämtliche Räume waren so karg ausgestattet wie in einer Bauernhütte. Am liebsten hätte er schon an seinem ersten Tag die Flucht ergriffen. Wie konnte irgendjemand freiwillig hier wohnen?

»Fürst Dasnaree! Zum Wohl!« Ein paar Arme hoben sich, Krüge wurden geschwenkt.

Wie Fürstin Wydria vermutet hatte, kannte Tahan niemanden, obwohl es sich zumeist um junge Leute handelte. Sie waren alle adelig, wie ihr offenes Haar verriet, aber keiner von ihnen hatte ein Jahr am Königshof verbracht. Normalerweise gab sich der Prinz nicht mit dem niederen Adel ab, doch nach einem ganzen Tag an der Seite seines Vetters war er verzweifelt genug, um sich nach interessanterer Gesellschaft zu sehnen. Schnell hatte er den Mittelpunkt der Meute aus jüngeren Grafensöhnen und Lehnsherren ausgemacht – einen großgewachsenen Kerl mit struppigem dunklem Haar und einem feschen Schnauzbart. Er winkte Dasnaree zu, und sofort taten es die anderen ihm nach.

»Guten Abend, Graf Zandarian«, sagte Dasnaree unsicher.

Das war nicht richtig. Der Graf war von niedrigerem Rang, er hätte zuerst grüßen sollen.

»Habt Ihr Besuch?«, fragte er stattdessen frech. Er war bestimmt zehn Sonnenläufe älter als Dasnaree, und seine funkelnden Augen verrieten, dass er sich nicht am Wein berauscht hatte, sondern an etwas ganz anderem.

»Mein, äh, Ve… Verwandter«, stammelte Dasnaree und berücksichtigte gerade noch rechtzeitig den Wunsch seiner Mutter, Stillschweigen über den Prinzen zu bewahren.

»Ihr könnt jetzt zurück an die fürstliche Tafel zu Eurer

Mutter gehen«, sagte Tahan. »Ich komme schon zurecht.« Er schob sich einfach zwischen die anderen Männer, sodass er Zandarian gegenübersaß.

»Verzeihung, ich habe Euren Namen nicht verstanden«, sagte der Graf. »Leider verdeckt der Umhang Euer Wappen.«

Tahan zog den Becher seines Gegenübers zu sich heran und schnupperte. Wein, sauer und dazu noch verdünnt. »Die Zustände auf Burg Ameer sind einfach fürchterlich«, stöhnte er. »Gibt es denn hier nichts Besseres?«

»Es gibt im ganzen Land nichts Besseres«, sagte der Graf. »Wir befinden uns im Krieg, falls Ihr das noch nicht mitbekommen habt.« Er lachte, als hätte er eine besonders witzige Bemerkung gemacht, und die Übrigen stimmten grölend ein.

»Euer Wappen ist ungewöhnlich in dieser Gegend, Graf«, murmelte Tahan. »Ein Pferd, das über eine Mauer springt. Ihr kommt aus dem Süden – aus einer der Grenzstädte? Was hat Euch hierher in den Norden verschlagen?«

»Fürst Dasnaree ist mein bester Freund«, erwiderte Zandarian mit einem unheilvollen Grinsen. »Ich lebe gern in seiner Nähe, Graf Unbekannt. Hoffentlich macht Ihr keinen Ärger.«

»Sehe ich aus, als würde ich Ärger machen?«

Der bullige Mann, der rechts von ihm saß, rempelte Tahan unsanft an, als er gerade Zandarians Becher an die Lippen führen wollte. Roter Wein schwappte über den Rand und hinterließ einen unschönen Fleck auf Tahans Umhang.

Er brauchte drei Lidschläge, um den ungehobelten Kerl außer Gefecht zu setzen. Eins – dem Übeltäter den Ellbogen seitlich in die Rippen rammen. Zwei – die Faust vorschnellen lassen und punktgenau auf dem Kinn platzieren. Drei – dem rückwärts von der Bank stürzenden Mann rasch noch einen Schlag in den Bauch versetzen.

Alle sprangen auf, schrien durcheinander.

Mit einem Ruck riss Tahan den Umhang von seiner Schulter und warf ihn über seinen Kontrahenten, der sich gerade stöhnend aufrappeln wollte. »Den will ich gewaschen wieder«, sagte er scharf, ohne sich von den Rufen und erhobenen Fäusten beeindrucken zu lassen.

Schlagartig kehrte Stille ein. Auf seiner goldbestickten Weste prangte das Wappen, das nun jeder sehen konnte – der Hund mit den Löwentatzen. Hastig standen die Anwesenden auf, um dem Zeichen der königlichen Familie die Ehre zu bezeugen, die es verdiente.

»Bei allen Hohen Göttern, Graf Hitan, Ihr seid ein verfluchter Idiot«, sagte Zandarian. »Gerade habt Ihr Euer Leben verwirkt.«

»Was?« Hitan befreite sich aus dem Umhang und kämpfte sich stöhnend auf die Knie. »Meine Güte, hat dieser dünne Bursche einen Schlag.« Verwirrt betrachtete er den fleckigen Stoff und bemerkte dann erst, dass alle Anwesenden sich erhoben hatten. »Was ist hier los? Was soll ich getan haben?«

»Ihr habt die Hand gegen den Prinzen erhoben«, sagte Zandarian. Er lächelte Tahan entschuldigend an und zuckte die Achseln. »Man sollte immer erst das Wappen betrachten und die Kosten überschlagen, bevor man seinem Ärger Luft macht.«

Graf Hitan wurde totenblass. Zögernd hob er den Kopf und ließ den Blick über den gestickten goldenen Hund von Wiram wandern, bis er bei Tahans Gesicht anlangte. »Bei allen Göttern«, flüsterte er. »Ich wollte doch nur …«

»Beenden wir das«, sagte Graf Zandarian, nahm sein Messer, von dem noch der Fleischsaft troff, stieg auf den Tisch und sprang gewandt auf den Boden. Bevor Hitan auch nur einen Schrei ausstoßen konnte, rammte Zandarian ihm die

Klinge in die Brust. »Ich hoffe, Ihr hättet es nicht vorgezogen, ihn hängen zu sehen, Prinz.«

In der Stille erklang das Ächzen des Sterbenden überlaut.

»Euer ergebener Diener, Königliche Hoheit.« Zandarian verbeugte sich elegant. »Mit wem habe ich die Ehre? Mit Prinz Widian oder Prinz Tahan?«

»Tahan Dor Ilan.« Nein, er hatte niemals vorgehabt, seinen Namen zu verleugnen.

»Wir fühlen uns geehrt, dass Ihr Euch lieber zu uns setzen wollt statt an den Tisch der edlen Fürstin, mein Prinz. Ich habe mir schon immer gewünscht, Euch kennenzulernen. Es heißt, in Eurer Gesellschaft kommt nie Langeweile auf – und man solle sich hüten, Euch zu verärgern. Beides haben wir gerade eben erlebt.« Er wies ein paar der erschrockenen Zuschauer an, den Toten fortzuschaffen, füllte den Becher neu und reichte ihn Tahan mit einem strahlenden Lächeln. »Was kann ich sonst noch für Euch tun, Königliche Hoheit?«

Tahan grinste zurück. »Oh, da wüsste ich schon etwas.«

»Die Kasse ist leer«, sagte Dasnaree kläglich. »Wir haben weder Wein noch Zuckerwerk. Der Krieg verschlingt so viel wie ein mehrköpfiges Ungeheuer, sagt meine Mutter immer. Die Vorräte anzutasten, ohne Not …«

»Was ist denn ein Abend ohne Wein, Schinken und Käse sonst?«, fragte Tahan.

Die Knappheit auf Burg Ameer ärgerte ihn zunehmend. Für einen Haushalt dieser Größe wären deutlich mehr Diener nötig gewesen. Um eine gewisse Bequemlichkeit zu gewährleisten, ging es nicht ohne Sklaven, aber wie er von Lish erfahren hatte, leistete Fürstin Wydria sich nicht einmal eine Ankleidesklavin. Wenigstens für Dasnarees Erziehung hätte sie Geld übrig haben müssen. Ein Junge von seinem

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Maja Winter

Die Säulen der Macht

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 576 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-26934-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2013

Er ist ein Held – doch niemand wird es je erfahren

Prinz Tahan ist zum ewigen Kampf im Heer des Königreichs verdammt. All seine Hoffnung richtet sich auf den Brennenden Baum, eine der uralten Säulen der Macht. Doch seinem von Neid zerfressenen Vetter Dasnaree gelingt es, den Fluch für seine eigenen Zwecke zu nutzen und die Macht des Brennenden Baums an sich zu binden. Tahans letzte Chance im Kampf gegen die gläserne Armee seines verräterischen Vetters ist das Bauernmädchen Jalimey. Doch das verfolgt seine eigenen Ziele …

Ein großes Epos von Intrigen, Eifersucht und einem finsteren Fluch.

Der Titel im Katalog